

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 9

Artikel: Wie Josua Grübler seinen Weg fand [Schluss folgt]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

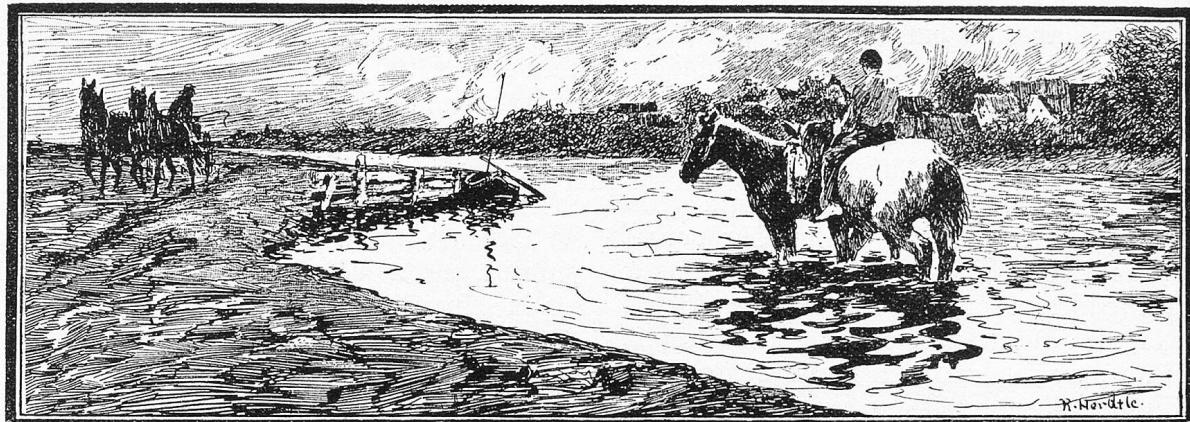
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Meine grüne Insel.

Das war mein Traum: ein Häuslein hoch am Hang
Und von der Vögel süßem Schall umklungen,
Das müßt' der Sonne frühen Jubel trinken
Und ihren ersten seligen Gesang.
Vielleicht auch von der Buchen Lied umsungen,
Müßt' es im grünsten Waldesherz versinken
Und Mondessilber tragen nächstelang. —
Ein Garten müßte sein. Und eine Rosenwonne:
Herzblut und Schnee. Und als der Sonnen Sonne
Durchwandelt' zier und licht ihn meine Herzmadonne.
Und ihrer Augen Schein, aus Samt und süßem Braun,
Der müßte, was ihm naht, mit lauter Glück beflau'n.
Und ihrer Augen Leuchten müßte sprechen:
Dies, Liebster, alles war dein Traum, mein Traum. —
Ein Bub auch müßte auf dem höchsten Baum
Ein Nest sich bau'n, den rößten Apfel brechen,
Bis ihn aus seinem Himmelsthür der Abend rief.
Ein Mädchen auch mit Augen märchenstief
Müßt' zärflich sich zu allen Blumen neigen
Und schläng' um ihre Puppe einen Reigen.
Und dann am Abend, eh' die Sonne schied,
— O meine grüne Insel, meine holde Erde —
Durchjubelt' meine Fenster noch ihr Lied:
Daz jede Stunde mir ein Märchen werde.

Otto Östertag.

Wie Joshua Grübler seinen Weg fand.

Erzählung von Jakob Voßhart.

Der Studiojus der Medizin Joshua Grübler zählte zu den Schwerfälligen und Gewissenhaften. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß jeder einzelne Mensch an der Krankheit schuld ist, an der die Welt jetzt leidet, hielt er es für die Pflicht eines jeden, und für die seinige im besondern, nach dem Heilmittel zu suchen.

Er wollte beglücken, etwas Großes vollbringen und sah keinen Weg dazu. In seinem Kopf hüllte sich alles in einen leichten Nebel. Sein Fall wurde durch eine verlorene Liebe, an der er verschlossen litt, verwickelt. Seine Freunde fürchteten sogar, er werde ganz verbummeln und, von innen zeragt, zugrunde gehen. Sie,

die leichter über alles hinwegkamen, hielten ihn für einen Schwächling und Lebensuntüchtigen. Zwei Semester schon hatte er die Vorlesungen fast ganz vernachlässigt. Die Worte, die die gelehrteten Herren auf dem Ratheder sprachen, schossen Hummeln oder Bremsen gleich gegen seine Stirne und öfter auch an seinem Ohr vorbei, und es kam vor, daß er die Hand erhob, um die lästigen Insekten abzuwehren oder zu Boden zu schlagen. Einmal, als er auf etwas Großes, Erlösendes wartete und dem Professor gespannt und für das Neue bereit auf den Mund schaute, nahm der Kopf des Gelehrten wie hinter einem Nebelflor die Gestalt jener aus Stroh geflochtenen Bienenkörbe an, die man zuweilen noch vor den Bauernhäusern findet und von weitem für Köpfe halten kann. Der Mund war das Flugloch, und heraus schwirrten emsig, unermüdlich, dumpf-triebhaft die Bienen und erfüllten den Lehrsaal mit ihrem eintönigen Gesumm. Josua, ganz der Wirklichkeit entrückt, mußte lachen. „Wenn sie wenigstens Honig brächten!“ platzte er heraus und wurde so die Ursache eines kleinen, für ihn beschämenden Ärgernisses. Von da an besuchte er die Vorlesungen immer seltener. Er wollte den Heilsweg für sich und alle allein suchen, da doch die Hoffnung auf Mit-lebende versagte. Heilsweg war sein großes Wort, aber er dachte es nur.

Er suchte auf den Bücherbrettern seines verstorbenen Vaters, eines Landpfarrers, und in öffentlichen Bibliotheken Bücher zusammen und schichtete sie in drei Türmen auf seinem Tisch empor. Links Philosophen von Plato bis Bergson, in der Mitte Dichter aller Zeiten und rechts Bände religiösen Inhaltes. Und nun suchte er in den Welten großer Geister nach dem Wegweiser, der ihn und alle aus der dumpfen Ratlosigkeit herausführen könnte. Wochenlang, monatelang trieb er es so, bis er selber staubiger wurde als eine alte, vergessene Hausbibel auf dem Dachboden. Zuerst versuchte er es mit dem Neuen Testament, mit seiner Verheißung, an der sich schon so mancher in die Höhe gezogen hatte. Das dort verkündete Erlösungswort hieß Liebe. Aber sobald Josua das Wort erblickte oder aussprach, erfaßte ihn eine große Unruhe, fast ein Zorn oder Ekel. Er wußte seit einem Jahr, was für ein Dämon die Liebe sein konnte. Wohl erkannte er ganz genau, daß das, was er erfahren, und das, was in der Schrift gemeint war, verschiedene Werte seien, zwei unterschiedliche Stämme aus derselben Wurzel. Aber es

half nichts, das Wort blieb für ihn ein Strunk, über den er immer stolperte, und er überlegte mit Grauen, wie oft damit in dieser Zeit Unfug getrieben wurde, wie gedankenlos es von den einen, wie heuchlerisch oder profitlich es von den andern gebraucht wurde. Einmal packte ihn der Gedanke, wenn Moses weit genug in die Zukunft gesehen hätte, würde er als erstes Gebot in seine Tafeln die Worte gegraben haben: „Du sollst das Wort Liebe nicht leichtfertig in den Mund nehmen.“

Nicht besser erging es Josua mit den Philosophen und Dichtern. Ihre Welten kamen ihm unwirksam, das Leben, von dem sie sprachen, verglichen mit dem von ihm empfundenen und täglich gefesteten, so unsäglich blaß, künstlich, lückenhaft, mechanisiert vor, auch wenn die Absicht genauerster Wiedergabe unverkennbar war. Sie hatten eben das gegenwärtige Leben nicht erfahren. Jede Generation hat ihr eigenes Schicksal, ihre eigenen Steinpässe, Dornenwege und Sumpffurten zu überwinden, da kann kein Dichter, kein Weltweiser einer gestorbenen Zeit helfen. Kann überhaupt einer helfen? Möchte einer helfen? Werden wir nicht in unser Schicksal hinein- und durch unser Verhängnis hindurchgetrieben, von einer uns fremden, ewig fernen Macht, kalt, gefühllos, hart? Sind wir nicht einem uns unfassbaren Zwecke verbunden, geopfert? Wie soll man es zum Beispiel verstehen, daß fast die ganze Menschheit durch das Schrecknis eines vierjährigen Krieges hindurchgepeitscht worden ist mit dem kläglichen Ergebnis, daß sie nachher schlimmer, selbstsüchtiger, roher ist als zuvor? Wie soll man es begreifen, daß die, die an der Weltkurbel drehen und das Unglücksrad in Schwung und Saus gebracht haben, weiter in Großartigkeit und Macht und Reichtum in ihren Amtsstuben und Industrieburgen hausen und noch lachen können, lachen, während Millionen Unschuldiger verhungern? Das Wort von den dunklen Ratschlüssen Gottes und seinen langsam mahlenden Mühlern kannte Josua sehr wohl, aber es kam ihm beim Anblick des allgemeinen Greuels grausig vor.

Diese und ähnliche Fragen und Zweifel quälten Josua Grübler, und je länger er in den Büchern nach einer Auskunft suchte, desto aussichtsloser erschien ihm sein Unterfangen. Er schlepppte die Bücher in die Bibliotheken zurück, entschlossen, sich auf seinen eigenen Wit zu verlassen. In seinem Zimmer hingte er einen Zettel auf mit den Worten: „Verbrenne, was

du angebetet hast.“ Aber bald merkte er, daß er im dicken Nebel tappte, von einem Dämon an der Nase geführt wurde und immer wieder zum öden Ausgangspunkt zurücktaumelte.

Die Sommerferien brachen an. Josua hätte weitergegrübelt, wenn nicht seine Mutter, eine resolute Frau, eines Tages zwei Reisekoffer vom Dachraum heruntergeschleppt und in wenig mehr als einer Stunde mit dem, was man etwa in der Sommerfrische braucht, gefüllt hätte. Er-

Wangen blühten auf, ihre Brust und sogar ihre Lippen sangen. Josua dagegen war mürrisch, er fühlte sich ohne Halt, ohne Verbindung mit der Welt, ohne Daseinsberechtigung. Er machte sich Vorwürfe, keine Bücher und Zeitschriften mitgenommen zu haben, er fragte sich voller Angst, womit er die vier oder fünf Wochen hindurch seine Minuten, Stunden und Tage ausfüllen, wie er seinem unruhigen Quälgeist Ferien geben sollte.



Dorf mühle in Nussbaumen (St. Thurgau).

löß aufatmend, und doch wieder unwillig und niedergeschlagen, folgte ihr Josua zum Bahnhof.

Die Mutter hatte in Guppen, einem kleinen Bergdorf, ein seit Jahren unbewohntes Häuschen gemietet. Sie war auf dem Lande als Tochter eines wohlhabenden Bauern aufgewachsen und hatte den jungen Pfarrer Grübler geheiratet, aber schon nach wenigen Jahren das Witwenleid kennen gelernt. Als der Sohn Josua das Gymnasium besuchen sollte, zog sie mit ihm in die Stadt, was für sie ein großes Opfer war, denn der von Dachgiebeln und Räminen zerstückte Horizont, das städtische Mauergewirr, die engen, aussichtslosen Zimmer waren für sie ein Gefängnis. Sie litt beständig unter dem Heimweh nach dem Lande. Im Berghäuschen zog denn auch bei ihr gleich Jugend- und Frühlingsstimmung ein, ihre Augen lachten, ihre

Mitten in der ersten Nacht erhob er sich, er meinte von jemand gerufen worden zu sein, und streckte den Kopf zum Fensterchen hinaus. Der Mond stand hoch und voll über dem kahlen Felsberg und goß sein Licht über Turm und Dach des Kirchleins, dessen Schindeln matt silbern in die Nacht glänzten. Während Josua nach dem Mondland schaute und sich ziemlich einfältige Gedanken über ein Dasein, ein Schicksal, eine Glücksmöglichkeit auf jenem Weltkörper oder einem andern, ähnlichen, machte, geschah etwas ihm erst seltsam Erscheinendes. Langsam schob sich etwas Dunkles in die helle Scheibe, erst ein schwarzer Punkt, dann ein waggerrechter und hierauf ein senkrechter Strich. Schließlich, nach etwa zwanzig Minuten, trug der Mond ein deutliches, leicht nach rechts geneigtes Kreuz auf seiner runden Fläche. Das Glaubenszeichen

oben auf dem Kirchtürmchen hatte sich zwischen den Mond und Josuas Auge eingeschoben.

„Soll mir das ein Wink sein?“ fragte Josua, über die Erscheinung etwas verlegen, fast abergläubisch geworden. Er wartete, bis der Mond in seinem Wandern das Kreuz langsam, wie er es aufgenommen hatte, wieder aus seinem Bereich entließ, ja, er rückte mit seinem Kopf nach links, soweit das Fenster es erlaubte, um das Zeichen möglichst lang festhalten zu können. Dann aber wurde er unwillig: „Ach, das Kreuz ragt schon bald zweitausend Jahre über der Erde, und was hat es vermocht? Hat es den Krieg und das Blutvergießen und den Frevel an Leibern und Seelen, hat es die Vergiftung der Gewissen verhindert? Nein, es erwies sich als machtlos, drum hat es sich auch vorhin so sterbenstraurig zur Seite geneigt. Etwa muß am Kreuz und am Menschen sein, was die gemeinsame Aufrichtung, die gemeinsame Erlösersat unmöglich macht. Der Mensch hat sich umsonst ans Kreuz schlagen lassen, um mit ihm über die Erde aufzuragen und sie zu überwinden: der gewaltsame, mit Näheln bewirkte Zusammenschluß blieb eine falsche Spekulation. Schenke mir das bessere Mittel, großer Unbekannter!“ So überlegte Josua etwas einfältig, alte Gedankengänge zum hundertsten Male harttretend. Dann fasste ihn wieder der Gross gegen seine Liebe. Wäre Helene nicht so flatterhaft, so unsäglich oberflächlich gewesen, er hätte auf der hohen Gefühlswelle, die ihn damals trug, die rechte Richtung erkannt, er wäre ohne Anstrengung in diese Richtung getragen worden. So aber stürzte er in das aussichtslose Wellental, den Abgrund.

In wachsender Unruhe und Unzufriedenheit verbrachte Josua die erste Ferienwoche. Zuweilen beobachtete er die Mutter, die sicher und ruhig ihre Geschäfte besorgte, das Leben nahm, wie es kam, den Tag am Morgen fest am Schopfe fasste und am Abend geruhsam niederlegte. Es gab Augenblicke, in denen er ihr Tun und ihr Kuhn gut und groß fand, in andern erregte ihre Art in ihm einen geheimen Ingrimm. Wie konnte man so dahinleben, als hätte das Da-sein keinen andern Zweck, als einen Tag um den andern seine Kraft abzuhaspeln und sie eine Nacht um die andere wieder aufzuspalten? Dass die Frau, die schon Schweres hinter sich hatte, sich um ihn sorgte, aber wohl wußte, dass ihn fremde Hände und aufdringliche Worte nicht aus seiner Wirrnis ziehen würden, und ihn da-

her allein suchen und tappen ließ, ahnte der zu sehr mit sich Beschäftigte nicht.

Regentage hatten sich ins Bergtal eingeschlichen. Über den Tannenwald, immer in einer bestimmten Höhe und bis zu einem bestimmten Punkte, strichen Nebelschären, verschwanden ab und zu und tauchten wieder auf, aus dem Nichts geholt. Die Mutter sagte dann, die Hasen würden backen. Aber ob die Hasen buken oder nicht, war Josua mehr als gleichgültig, ihn drückte das Grau der Regenschwaden und der Nebel- und Wolkenwesen zu Boden, und sein Gehirn braute noch griesgrämlichere Gebilde als die schwammige Luft: „Käme doch wieder eine Sintflut und mache diesem grauen Erdenspaß ein Ende. Der Auftrag zum Bau einer Arche müßte klüglich unterbleiben.“

An einem dieser Regentage kam etwas Wundersames nach Guppen und übte seine Wirkung auf alles aus. Die Kinder bekamen größere Augen, die Erwachsenen freundlichere Wangen und Lippen, die Wolken ein helleres Grau. Im Schulhäuschen, das den Sommer über leer stand, hatte sich eine städtische Familie eingemietet. Das wäre an sich nichts Aufsehenerregendes gewesen, aber bei der Familie befand sich ein etwa zwanzig Jahre altes Mädchen, das sich von allen Städtern, die man schon in Guppen gesehen hatte, durchaus unterschied. Es trug ein leichtes, blumiges Dirndelfleid und ein leuchtend rotes Tuch um den Kopf, ging immer barfuß, hatte einen von der Sonne verbrannten Nacken, braune Arme und werkhafte, aber doch feine Hände. Mit tanzenden Schritten, lachenden dunkelblauen Augen, zuweilen ein Liedlein summend, schwebte die schlanke Gestalt durchs Dorf, kehrte bald bei dem, bald bei jedem Bauer ein und fragte, ob man ihr keine Arbeit wüßte. Maß der Bauer sie misstrauisch und zögerte er mit der Antwort, da er an ein selbstloses Tun nicht zu glauben vermochte, so lachte sie ihn an: „Ihr müßt keine Angst haben, ich verlange ja keinen Lohn!“ Man gab ihr Arbeit und sie verrichtete sie eifrig und mit erstaunlicher Geschicklichkeit, im Garten, auf der Wiese, im Acker. Hatte sie nichts anderes zu tun, so streifte sie nach Beeren und Pilzen, und ihr rotes Kopftuch brannte bald da, bald dort an der Halde und in den Waldlichtungen; manchmal trug sie auch eine schwere Bürde Fallholz aus dem Wald. Immer war sie vergnügt, auch wenn es nebelte und regnete, immer lachten ihre Augen, und ihre Füße gingen herrlich

heiter über die Erde. Sie war Mitglied einer Siedlung, wie es deren in Deutschland nun manche gibt, Arbeitsgemeinschaften, denen es um die innere Gesundung des Volkes und um eine neue natürliche Form des Lebens zu tun ist. Ihr Vater war Professor in einer süddeutschen Universitätsstadt, ihre Mutter eine Schweizerin. Jetzt war sie bei ihren Schweizer Verwandten auf Besuch und mit ihnen in die Berge gekommen.

Josuas Mutter war von dem frohen, ungezierten Wesen des großen Kindes vom ersten Tage an erbaut. Einmal redete sie es an und ließ sich von der Siedlung „Neubruck“ erzählen. Seither lehnte sich das Mädchen fast jeden Tag einmal über den Lattenzaun der Witwe Grübler und hatte immer etwas Münteres zu berichten. Josua hätte taub sein müssen, wenn er die helle Stimme ihres Lachens, das immer ein Frohschlafken war, und ihre Worte, die immer festlich klangen, nicht vernommen hätte. Er schob dann etwa den Kopf ins Fenster, schnellte ihn aber bei jeder Bewegung des Mädchens rasch wieder zurück, wie Kinder, die Verstecken spielen, zu tun pflegen, halb mit dem Wunsch, ungesehen zu bleiben, halb mit dem Verlangen, entdeckt zu werden. Dann war er böse auf sich. „Was hast du dich um diese Heuschrecke zu kümmern!“ Er war mit seinen bald zweihundzwanzig Jahren und seinem ungelenken Gedankenapparat noch sehr jung.

Als die Mutter bei Tisch von Priska zu plaudern anfing, war ihm schon des Namens wegen der Appetit verdorben. Er finde es abgeschmackt, so zu heißen, und vollends abgeschmackt, mit zwanzig Jahren bloße Füße und Waden feilzuhalten, warf er hin. Dieses Barfußgehen sei auch eine Art Eitelkeit und Blendwerk. Könne man mit nichts anderem prahlen und prunken, so ziehe man Schuhe und Strümpfe aus und erspare sich dabei noch ein schönes Stück Geld. Die Mutter sah ihm grad in die Augen und erwiderte: „Man soll nicht alle Mädchen schlecht machen, Josua, weil man einem vornehmen Fräulein umsonst ein Jahr lang nachgelaufen ist. Wärst du damals barfuß gegangen, so hättest du dir zwei Paar Schuhsohlen erspart. Das wäre doch wenigstens etwas gewesen!“ Nach dieser Zurechtweisung verließ Josua übelgelaunt den Tisch.

Einst kam Priska bei strömendem Regen mit einer Bürde Holz vom Gamsboden herab. Frau Grübler rief ihr von der Türe aus zu

unterzustehen, bis das Schlimmste vorüber sei, worauf das Mädchen ohne Umstände eintrat. Ein Schelm, der der Polizei ins Garn gegangen ist, kann sich nicht unbehaglicher fühlen als Priska in dem Augenblick, da Priska in die Stube trat. Er sprang auf und wäre wohl entwichen, wenn er sich nicht an dem Mädchen hätte vorbeidrücken müssen. So setzte er sich wieder breit hin und nahm eine herausfordernde, mürrische Haltung an. Die Mutter rückte Priska einen Stuhl zurecht, und gleich waren die beiden Frauen bei ihrem Lieblingsgespräch, der Landarbeit, angelangt. Priska mußte erzählen, was sie an dem Tage vollbracht hatte und sie berichtete mit solcher Begeisterung, daß die Mutter aussrief: „Sie sollten einen schönen Bauernhof verwalten können, wie wir einen in Rotenbach hatten.“ „Freilich,“ lachte Priska, „das wär' mir schon recht, das wär' arg schön!“

Nun hielt Josua den Augenblick für gekommen, seinem Ärger Luft zu machen. Er warf dem Mädchen von der Seite zu: „Sie suchen ihn wohl eifrig, diesen heiratslustigen Bauernhof?“

„Einen Städter heirat' ich mal nicht,“ erwiderte sie lachend in ihrer süddeutschen Mundart und mit schnippischer Betonung des Wortes „Städter“. Dann wandte sie sich in unvermindert guter Laune wieder der Mutter zu und bot Josua keine Gelegenheit mehr, sich mit ihr einzulassen.

Er war wütend auf sich. Sie hatte ihn abgefertigt, und um so gründlicher, da sie ruhig geblieben war, ja, ihm den Nasenstüber, die überlegene spielend, lachend verzeigt hatte. Und verwünscht! Sie schien ihn zu verdächtigen, Absichten auf sie zu haben. Denn wer könnte mit dem Städter gemeint sein als er. „Wart, du Racker! Ich will dir!“ Er verkroch sich, sobald Priska gegangen war, in sein Zimmerchen und zürnte grimmig in sich hinein. Zuerst überhäufte er sich selber und seine Tölpelhaftigkeit mit Vorwürfen und wandte sich dann, seltsam genug, gegen Helene, seine frühere Angebetete, auf deren Haupt er alle Mängel und Sünden des weiblichen Geschlechts ablud. Dachte er Helene, so dachte er auch Priska, höhnte er die eine, so war auch die andere mit Hohn übergossen. Peitscht man eine heimtückische Katze davon, so peitscht man auch ihren Schatten ins Weite. Als beim Abendbrot die Mutter das Gespräch wieder auf Priska brachte, verzog er

den Mund: „Verschon' mich endlich mit dieser Rittergutsbesitzersgattin in spe.“

„Sie weiß doch wenigstens, was sie will!“ wies ihn die Mutter zurecht.

„Ja, ja! Was alle Weibsen wollen! Kann's kein Graf sein, so nimmt man mit einem Bauern oder Bauernknecht vorlieb.“

„Ist ein Bauer etwas Verächtliches?“ protestierte die Mutter, in der sich die angestammte Art regte, auf. „Und kurz und gut, verfolg' sie mir nicht!“

heitsfähigen waren mit Heugerät beladen, die Männer trugen zudem schwere Kutschäfte.

„Ich mag den Nachfuß nicht grüßen,“ behörigte Josua seine knabenhafte Flucht hinter den Holunderbusch. „Sie wäre imstand zu glauben, ich sei ihretwegen vor das Haus getreten.“

Durch die Zweige und Blätter des Busches betrachtete er aufmerksam den Gegenstand seines Ärgernisses und mußte unwillkürlich Vergleiche zwischen Priska und ihren Begleitern an-



Das schönste Riegelhaus der Schweiz. (Der Hirschen in Ober-Stammheim, Zür.)

„Verfolgen!“ erwiderte er gedehnt. „Man verfolgt nur, was einem nicht gleichgültig ist.“

Der folgende Tag brachte nach dem langen unbeständigen Wetter auffrischenden Wind und harthblauen Himmel. Josua bemerkte die Wandlung erst, als ihm die Sonne übermäßig auf den Tisch und ein Blatt Papier strahlte, auf dem er, wie er meinte, welterlösende Gedanken niedergeschrieben hatte. Auf einmal erschien ihm sein Geschreibsel als nichtsnutziger und er sandte es mit einer schnellenden Bewegung des Zeigefingers weit ins Stübchen hinaus. Er griff zum Hut und eilte ins Freie. Aber schon vor dem Haus warf ihn etwas Unerwünschtes zurück und hinter den Holunderbusch. Das Gäßchen herauf leuchtete ein rotes Tuch. Priska stieg mit einer Bauernfamilie heran. Die Ar-

stellen. Wie schwer schleppten die sich heraus, wie leicht stieg sie! Es fiel ihm auf, wie klein ihre Füße waren, und er sagte sich: „Glaublich ist's, je kleiner der Fuß, desto tauglicher ist er.“ Als Priska die Höhe des Grüblerschen Häuschens erreicht hatte, stand sie still und stieß einen kurzen Ruf oder Fauchzer aus. Gleich öffnete Josuas Mutter das Küchenfenster, und nun flatterte ein Gespräch zwischen Küche und Gartenzaun hin und her, aus dem Josua vernahm, daß Priska für einige Zeit mit Lärchpeters in die Alpwiesen zum Heuen steige. Ihre dunkelblauen Augen strahlten, während sie berichtete, ihre Brust hob und senkte sich unter dem leichten Kleid so freudig, als wäre auf der Alp ein allmächtiges Glück bereit gewesen, sich einzufangen zu lassen.

„Sie ist einfach dummkopf mit ihrer ewigen Aufblähung von Nichtigkeiten.“ entschied Josua. Wenn sie ihn nur nicht hinter seinem Busch entdeckte, wenn nur die Mutter sich nicht aus dem Küchenfenster herausbog! Er müßte sich umbringen, wenn sie ihn in seiner unwürdigen Lage erspähten. Hatte Priska nicht eben den Busch ins Auge gefaßt und einen Augenblick in die Blätter und Zweige gestarrt? Jetzt wandte sie sich, die Mutter grüßend, ab und schritt den andern nach, die gemächlich weiterge-

haben, so mußte sie jetzt eines anderen belehrt sein. Er wünschte den Bauernleuten gute Tage und ging seines Wegs. Er bewunderte sich. Ja, er hatte sich fein aus der Sache gezogen und Priska obendrein fühlen lassen, wie gleichgültig ihm Nacktfüße waren. Er setzte sich an den Weg. Priska war jetzt den andern voraus. Dorthin gehörte sie, das mußte sich Josua gestehen. Ob sie nicht einmal zurückschauen würde? Es mußte sie doch gestochen haben, daß er ihr gar keine Aufmerksamkeit schenkte,



Das Servitut-Haus zum Glöggli in Wilen bei Stammheim, Kt. Zürich und Thurgau.

gangen waren. Josua war beunruhigt. Hatte sie ihn wirklich gesehen? Wohl möglich, sonst hätte sie noch länger geschwätz! Er mußte auf alle Fälle einen Gegenzug unternehmen. Er eilte davon, zuerst ins Dorf hinab und dann am Alpbach entlang bergan, auf einem steilen Wege, der ihm bald einen bedeutenden Vorsprung vor Värypeters gab. Oben beim Alpweg angelangt, wandte er sich wieder dem Dorfe zu und schlenderte mit übertriebener Unbekantheit Värypeters entgegen, die mit ihrem geruhnsamen Alplerschritt herankamen. Er grüßte sie und blieb stehen. Ob sie auf die Alp gingen? Ob das Gras oben schon reif sei? Ob sie dem Wetter trauten? Priska würdigte er kaum eines flüchtigen Blickes. Hatte sie geglaubt, ihn hinter dem Holunder gesehen zu

sie war gefallshüchtig, auch wenn sie sich noch so schlicht gab. Ein Gedanke stieg in ihm auf: „Hat sie dich hinter dem Holunder erkannt, so bist du ihr erst recht lächerlich. Hatte sie nicht einen spöttischen Zug um den Mund? Sie hat alles erraten, ich habe ja ganz unsinnig geschwätz, als ich Värypeters begegnete, das stimmte nicht zu dem langsamem Gang, zu dem ich mich auf dem Rückwege zwang. Wenn ich sie wieder antreffe, breche ich mit ihr einen wüsten Zaun vom Zaun. Nachher grüße ich sie einfach nicht mehr, und sie mag von mir denken, was sie will.“

Er ging rasch nach Hause und kehrte der Welt entschlossen den Rücken. Bis zum Abend kam er nicht mehr aus seinem Zimmer hervor. Auch am folgenden Tag steckte er sich ins Ge-

fängnis, ein Gefängnis voller Mißmut und seelischer Übelkeit. Zuweilen horchte er nach dem Fußpfad, der am Hause vorbeiführte, ob nicht Priska zu einem Schwatz herkomme, denn er hatte dem Gespräch der beiden Frauen entnommen, daß das Mädchen, dem Wunsch ihrer Tante entsprechend, alle zwei Tage von der Alp heruntersteige. Wirklich erschien sie, als es schon übers Dorf dämmerte, und setzte sich vor dem Hause auf eine Bank zu der Mutter. Warum er gleich nachher die Lampe anzündete, wußte Josua nicht, wollte er nicht untersuchen. Er hatte den ganzen Tag nichts Ernstes gearbeitet und zu dem, was er noch vorhatte, hätte das Dämmerlicht völlig genügt. War es sein geheimer Gedanke, ihr zu zeigen, daß er da sei, sich aber um sie nicht kümmere? Wollte er einen Fleiß vorspiegeln, den er nicht besaß? Und wozu? Ein Wort der Mutter drang von unten heraus: „Sie glauben nicht, was für ein unbefohlfener, weltfremder Junge er noch ist.“ Man sprach also von ihm, „sie“ hatte sich offenbar nach ihm erkundigt. Also doch! Oder hatte sie über ihn gewitzelt? Er hätte gerne weiteres vernommen, aber er steckte, sich überwindend, die Finger in die Ohren.

Um Morgen war er sehr früh auf den Füßen und schlenderte ums Haus, während die Mutter das Frühstück besorgte. Er hörte das weiche Geräusch nackter Füße den Pfad heraufkommen und gab sich den Anschein, an dem wilden Hopfen, der am Hause emporkletterte, welche Blätter auszuflauen. Obschon er Priska den Rücken zuwandte, rief sie ihn an: „Guten Tag, Herr Grübler, so früh am Morgen sah ich Sie noch nie.“

„Sie spottet schon wieder,“ dachte er und antwortete, ohne sich umzuwenden: „Ich bin keine Uhr, die Tag für Tag die gleiche Zeit einhalten muß.“

„Warum so brummig?“ entgegnete sie. „Sehen Sie doch, wie froh der Tag heraufgekommen ist!“

Das Wort traf ihn. Er sah sie an: „Gibt es wirklich noch frohe Tage in dieser zerschlagenen Welt?“

Nun jubelte sie: „Wollen die Tage nicht froh kommen, so muß man sie zwingen, froh zu sein! So halten wir's in der Siedlung.“

„Und sie vollbringen's?“

„Ja, wir vollbringen es leidlich. Es gehört freilich Mut dazu, aber den haben wir, gottlob! Bei uns gibt es keine Muffel! Guten Tag,

ich muß an die Arbeit, zu meinem Sommerfest.“ Sie ging. Er sah ihr nach. „Zu meinem Sommerfest!“ Wie gespreizt das klang. Und wenn es für sie der rechte Ausdruck war? „Ich möchte sie einmal bei der Arbeit sehen,“ überlegte Josua und sah ihr nach, die über den Gamshoden leicht aufwärts schwebte. Hatte sie die Flügel an den Fersen oder an den Schultern?

Josua trat ins Hause und erschien bald wieder mit Hut und Stock. „Willst du ins Weite?“ fragte die Mutter aus dem Küchenfenster. „Doch nicht, bevor du gefrühstückt hast? Wohin geht's denn?“

„Ich lasse mich gehen.“

„Es muß jetzt im Tal, dem Wasser nach, schön sein.“

„Freilich muß es dort schön sein. Und ist es nicht schön, so zwingt man es, schön zu sein.“ Er sagte es ernst, brach aber gleich in ein gezwungenes Lachen aus.

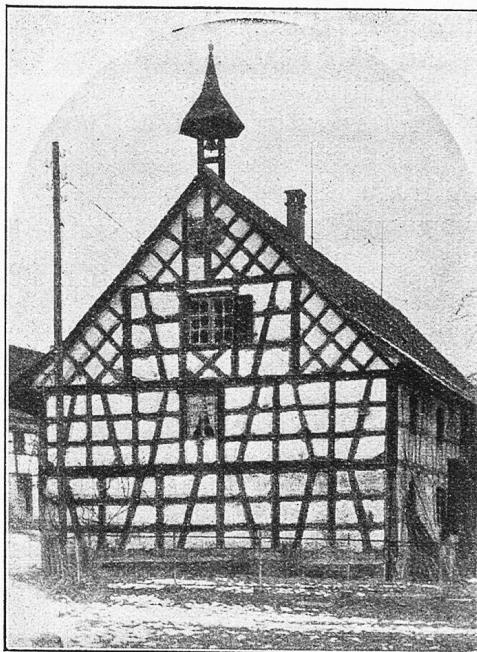
Die Mutter streckte den Kopf zum Fenster hinaus und musterte ihn. Sein Wort hatte sie in Verwunderung versetzt, sie mußte nachsehen, ob wirklich ihr Jos es gesprochen hatte.

Nach dem Frühstück verzettelte er noch eine oder zwei Stunden. Dann plötzlich war er weg. Er hatte es vermieden, von der Mutter Abschied zu nehmen. Er schlug den Weg ins Tal ein. Eine große Zuversicht erfüllte ihn. Eine seltsame, unerklärliche, ihm ungewohnte Freude. Der Tag mußte ihm etwas Gutes bringen, er wollte ihn dazu zwingen, vielleicht eine Erleuchtung, vielleicht eine neue Kraft, vielleicht ein Glück. Er war auf das Wunderbare gestimmt. Das war ihm auch schon geschehen, dem Träumer! Er erlebte dann seine besten Tage. Er meinte, keinen Plan gefaßt zu haben, er wollte sich dem gütigen Zufall oder einem dunklen Steuer überlassen. So redete es in ihm. Der Mensch besitzt in seinem Innern einen trefflichen Fürsprech seiner geheimsten Ziele. Auf einmal fand sich Josua hoch über dem Talweg, und nun ließ er sich im Dämmer ohne langes Verwundern oder feine Advokatenkniffe auf den schmalen Treppfaden durch die Wiesen, die ihren zweiten Schnitt bereiteten, emportreiben. Er trat in den Tannenwald ein und empfand gleich die wunderbare Stille, die zwischen den braunen Stämmen hing. Eine Wurzel wuchs zu einer ungefüglichen Bank aus dem Boden hervor und verlor sich in einem Stamm. Josua setzte sich darauf. Wei-

ter wollte er doch eigentlich nicht. Er war ja schon halbwegs bis zur Alp. Das war für heute genug. Er betrachtete den Baum, der vor ihm in zerrissenem, harzigem Gewand aufstieg, zerzauste oder dürre Äste bis zur halben Höhe, oben aber einen gesunden grünen Wipfel trug. Der Baum schien von irgendeiner Arbeit auszuruhen oder mitten in einem Vorhaben von einem tiefen Gedanken überfallen worden und nun sinnend in sich versunken zu sein. Oder schaute er hinab auf Dorf und Tal und lächelte inwendig über den schönen Ausblick und den sonnigen Tag, den frohen Tag! Jedenfalls war er in dem Augenblicke mit der Welt durchaus im Einklang, vielleicht glücklich, was wissen wir? „Da wähnen wir uns hoch über einen solchen Baum erhaben,“ dachte Josua, „und sind, mit ihm verglichen, zerrissene, verirrte, wurzellose Gesellen.“

Er kletterte höher hinauf, ganz ohne Vorbedacht oder Absicht, wenn man ihn gefragt hätte. Die Tannen und Lärchen blieben zurück, die Mähwiesen und Alpweiden stiegen gemächlich auf, dem Berggrat zu, die Alphütten, etwa sechs an der Zahl, bauten sich aus einer leicht geneigten Fläche auf und sogen mit ihren braunroten Wänden Wind und Sonne und Wärme ein. Josua ging an ihnen vorbei und warf sich auf einer Erdwelle ins Grifagebüsch. Nicht weit von ihm, in einer Mulde, mähten drei Männer das kurze Gras nieder und eine junge Frau schleuderte die Mahden flink auseinander. Ein vierjähriges Kind spielte verlassen zwischen Steinblöcken. Josua heftete seinen Blick mit starrem Willen auf die Mäher. Es ging etwas Großes, Feierliches, Starkes von ihnen aus, von den gebeugten, kraftvollen Leibern, die sich in den Hüften wuchtig und doch leicht wiegten, von den Füßen, die langsam und sicher und ohne sich vom Boden zu heben, vorrückten und schmale Geleise hinter sich zogen, von den Armen, die gleich Stahlstangen her und hin schlugen, von dem gleichmäßigen, weiten, falten Schwung der Sensen. Sie erschienen Josua wie Traumgestalten. Zuweilen sang der Weiszstein sein heiseres Lied in die Welt, und fortwährend rauschte das Sterbelied des Grases. Die ganze Mähwiese erschauerte leise. Aber es half ihr nichts: mit der Gelassenheit und unerschütterlichen Parteilosigkeit des Schicksals verrichteten die nackten Arme und die blanken Sensen an Kraut und Gras und Blumen ihr Werk. Dass da gestorben würde, hunderttausendfältig,

war selbstverständlich und hatte nicht viel zu bedeuten, es gehörte zu diesem Tag: drinnen im Boden hauste ja ewiges Leben, ewige Erneuerung. Leben und Tod waren die zwei Teihaber eines großen Geschäftes, der eine füllte die



Das Servitut-Haus in Wilsen. (Vergl. S. 287.)

Lager, immerzu, der andere räumte sie immer wieder aus. Und die Menschen, die die Sense schwangen, waren ebenso in das große Geschäft verschlossen wie der Erdboden, der das Kraut hervortrieb, wie der Tau, der es tränkte, und die Sonne, die es zu sich heranzog und ihm Farbe und Glanz lieh, um es später, wenn die Zeit gekommen war, zu Heu zu versengen.

Während Josua so sann, fiel sein Blick auf einen Glockenzian, der sich gerade unter seinen Augen im Gras aufrichtete. Josua versenkte sich in das Indigoablau der Blumenzäpfen und schaute tief in den Grund des Bechers. So lange, bis sich ihm die Blume belebte, besiegelte und ihm ihr Geheimnis kundtat. Die Krone war Auge und Mund und Hirn und Herz zusammen. Sie öffnete sich dem Licht und der Wärme und sog beide gierig in sich ein, sie umfasste die ganze Bergwelt und überdachte und fühlte sie durch und durch. Sie war auch Ohr. Sie hörte das Sirren der Sensen und wußte, was es bedeutete. Aber deshalb leuchtete sie nicht weniger froh, deshalb verschmähte sie keinen Trunk Licht und keinen Hauch Wärme, deshalb lud sie die Fliege nicht weniger freundlich zu

Gäst. Sie hatte Vertauten in ihre unverletzliche Wurzel. Sie war eine Vollkommenheit, fest und sicher in sich ruhend, ein glückliches Stück Schöpfung und Lebenswillen. Josua spürte selber etwas wie Glück bei ihrem Anblick. Er schaute um sich und fand sich rings umgeben von Glückseligkeiten gleicher Art, gleicher Schönheit und Tiefe. Sein Blick schweifte weiter und traf das Kind, das vorher zwischen Steinen gespielt hatte. Nun lag es im Gras auf dem Rücken, regungslos. Schließt es oder wacht es? Schläft oder wacht eine Blume? Ja, das Kind lebte und webte ganz wie eine Blume. Gras und Kraut, Halm und Blatt und Blüte waren seine Geschwister. Es hielt ein Händchen in die Höhe, einen unbeweglichen Stengel, der einen Kelch trug. Was geschah in dieser kleinen Hand? Trank auch sie Licht und Wärme und Luft? Und was geschah in dem formlosen Gehirn der Kleinen? Gewiß das nämliche, was in der tiefen Glocke des Enzians vorging. Anschauen, Weben, Entfaltung einer Frucht, Wachsen, einer Aufgabe, einer Sense und einem Wiederbeginn entgegen. „Glücklich solch ein Kind!“ dachte Josua, und fühlte sich, ohne daß er sich davon Rechenschaft gab, bei dem Anblick ganz so glücklich, weltabgewandt und weltingeschlossen, wie das Kind sein mußte. Ein roter Schimmer brach ihm ins Auge und ließ ihn leicht zusammenfahren. Priska stieg hinter einer Erdwelle, die sie verborgen hatte, hervor und stellte sich an eine Mahd. Das Gras wurde auf ihrer Gabel zu einem dichten Schwarm grüner Schmetterlinge, wirbelte auf und legte sich ihr als Teppich zu Füßen. Mühelos schwang sie ihr Gerät, freudig flog das Gras um sie. Sie neigte den Kopf leicht, sie lächelte, Josua sah es deutlich. Warum? Wem? Sich selber? Den Gräsern? Der Erde? Der Wind wehte die Halde entlang, er zupfte an Priskas leichtem Kleide, er zog es ihr straff um die Schenkel, wölbte es ihr um die Brust und verriet so den ganzen Reichtum ihres Wuchses. „Sommerfest!“ staunte Josua. Er hätte in ihrer Haut stecken mögen. Es mußte einer Seele wohl sein darin. Vorhin war ihm die Arbeit der Bauern als etwas Naturhaftes, Automatisches vorgekommen, jetzt hatte sich die Unmut eines festlichen Menschen zum starren Schicksal, die Freiheit zum Zwang gefügt. Und auch diese Unmut war ein Teil der ganzen Natur, und mußte einmal das Schicksal der Kräuter und Blüten teilen. Josua überdachte das wehmütig.

Er wußte nicht, wie lange er so in Ansicht gelegen hatte. Die Mäher hatten ihre Sensen weggelegt und waren nun daran, das Tages zuvor geschnittene Heu einzutragen. Sie streckten das Seil auf dem Boden aus, häuften das Heu darauf und banden es zu einer gewaltigen Bürde. Der Stärkstewickelte die leinene Heukappe, die er vorher zusammengerollt um den Leib geschlungen hatte, auf, zog sie über das Haar und kauerte sich rückwärts an die Heubürde hin, als suchte er Kraft in der Verührung mit der Erde. Nun fasste er das Seil oben mit der rechten Hand, zog sich die Last über Nacken und Kopf und richtete sich wuchtig auf. Langsam und gleichmäßig stampfte er der Höhe und einem Heugaden zu: Ein Riese, der ein Gebirge trägt, so zeichnete er sich auf dem Himmel ab. Josua war, er schaue etwas Urgewaltiges, es werde von einem Allmächtigen ein neuer Weltkörper in den Raum gehoben in mühsamer, aber glücklicher Schöpferarbeit, und er wünschte sich die Kraft jenes Atlanten, er wünschte sich die schwere Last auf den Nacken und freute sich kindlich der eingebildeten, mächtigen Leistung. Wie die Gentiana, wie das Kind im Gras, wie Priska, so war ihm auch der Heuträger ein Stück lebendiger Natur und als solches über Glück und Unglück erhaben, der Welt teilhaftig, ohne an ihr zu leiden.

Plötzlich war ihm, Priska schaue nach ihm hin. Wie peinlich wäre es, wenn sie ihn, vielleicht zum zweitenmal, auf der Lauer entdeckte. Er wartete, bis sie ihm den Rücken zuwandte, und erreichte dann rasch ein Rinnal, in dem er unbemerkt über Rasen und durch Alpenrosen- und Erikabüsche bergan steigen konnte. Es freute ihn, daß er so leicht atmete, daß sich die Füße so mühelos hoben, der Kopf so frei war. Gewiß, er würde auch eine Heubürde bergauf tragen können. Gewiß, er würde das Gras noch ganz anders sprudeln und wirbeln lassen als Priska. Warum war er nicht in diese Berge hineingeboren worden? Hier wäre er wurzelfest geworden. Aber freilich, ein Säher läßt eine Nutz fallen, ganz zufällig, und dort soll dann ein Baum wachsen und sich wohl fühlen! Gedankenlosigkeit des Schicksals!

Kuhglocken riefen Josua aus seinem Sinnen heraus. Die Herde hielt an einer Halde, auf den ersten Blick kaum erkennbar. Der Hirte und sein Treiber lagen bäuchlings auf der Erde, der Alte rauchte seine Pfeife, der Junge sang ein paar Töne vor sich hin, immer die näm-

lichen: La la lui da. Die meisten Kühe rauften das kurze Gras ab, mit einer regelmäßigen Bewegung des Kopfes und einem starken Sichelschwung der Zunge, und ließen bei jedem Biss ein und jedem Tritt die Glocke am Halse erklingen. Der Schweif peitschte mit mechanischem Pendelschwung die Flanken, an denen sich Fliegen und Bremsen ihre Nahrung suchten. Drei oder vier Tiere hatten sich hingelegt, und ihre braunen Leiber hätte man für Felsblöcke gehalten, wenn sich nicht manchmal der Kopf unwillig nach den Fliegen geworfen hätte. Josua änderte die Richtung, um ganz zu den Hirten, deren Geruhsamkeit ihn anzog, hinaufzusteigen. Da entdeckte er eine neue Gestalt, kaum dreißig Schritt vor sich. Sie saß unbeweglich auf einem Erdhügelchen und schien als Überbau dazu zu gehören. Etwa seitwärts stand eine Staffelei. Der Mann war also ein Maler und hatte sein Werkgeräte aus dem Tal hier hinaufgeschleppt. „Einer, der die Mühe nicht scheut,“ dachte Josua und musterte den Künstler, der ihm die Seite zukehrte und unverwandt nach der Halde und der Kühherde oder nach den darüber emporragenden Felswänden schaute. Der Bergwind wühlte in seinem langen schwarzen Bart. Josua überkam die Gewissheit, daß in diesem Augenblick sich in dem Geist des Menschen etwas Großes, Heiliges, Gottähnliches vollzog, und er schlich scheu wieder rückwärts, um das Geschehen nicht zu stören. Da ihn aber der Künstler fesselte, legte er sich zur Beobachtung nieder. Josua blickte in der gleichen Richtung wie der Maler, von ihm gleichsam in den nämlichen Zustand gezwungen. Die Linien und Flächen der Bergwelt glitten ihm entgegen, traten durch sein Auge ein und zogen und dehnten und verbanden sich in seiner Seele zu neuen seltsamen Gebilden. Auch die Farben strömten herein, überfluteten die Flächen und flossen zu Akorden zusammen, viel leuchtender, viel lachender, viel wärmer, überschwenglicher und gewaltiger, als er sie je gesehen hat. So entstand in ihm ein wunderliches Märchenbild, eine Welt der Verzückung und des Farbenjubels. Wie im Traume staunend kam er sich vor, und wie im Traumgebilde stan-

den und gingen die braunen Kühe an der Halde und lagen die dunkelgrauen Hirten in ihrer Bergwelt.

Als er seinen Blick wieder näherlenkte, stand der Maler vor seiner Staffelei und warf die Farben auf die Leinwand, leidenschaftlich rasch, als stände der Tod neben ihm und zählte ihm die Lebensminuten. Josua fühlte sich glücklich, daß er ihm aus der Ferne zusehen, daß er Zeuge eines Schöpfungswunders sein durfte. Er wünschte sich Helene herbei. Er hielt ihr eine Rede: „Da schau! Das ist Leben! Und du suchst es im Ballsaal, im Modegeschäft, in der Teegesellschaft, auf der elegantesten, bevölkertsten und liederlichsten Straße der Stadt, im Kino, in einer rauschenden, lärmenden Schar von Ausflüglern. Komm doch, komm doch und schau!“

Die Erinnerung an die Verlorene hatte Josua auf einmal heruntergestimmt, seine Sinne in Grau getaucht. Er wälzte noch eine Weile unerquickliche Dinge in sich hin und her, dann erhob er sich und schlich talwärts. Alles war



1. Kinderbildnis von Marie Stiefel.

nun verändert. Die Heuer und Priska und das spielende Kind waren fort, die Enziane hatten ihre Augen geschlossen, der Wald war im Abendwind unruhig und geräuschvoll geworden. Josua erinnerte sich an die Hoffnungen und Erwartungen, mit denen er am Morgen ausgezogen war, sicher, einer großen Eingebung zu begegnen, die die Erdennot überwinden und ihm eine große Aufgabe zuweisen, ihn fest unter die Menschen setzen würde. Und nun war er auf seinen alten grauen Zecken Liebe gestoßen und so ratlos und zerwühlt wie zuvor.

Etwas müde legte er sich zu Bett. Während ihn der Schlaf gemächlich an sich zog, ging ihm der ganze Tag nochmals in huschenden Schatten durch die Seele: die sinnende Tanne über dem Tal, die Elementargeister mit den Sensen, der Atlas, seine Weltkugel in den Raum hebend, der Enzian in seiner blauen Gottseligkeit und das ihm wesensverwandte Kind, die Rühe, die gelassen wie Felsstücke dalagen oder als lebendig gewordene Gneishölzer an der Halde wanderten, und, als Sinn einer langen Reihe, der Künstler, der sich zu Erde gemacht, sie liebetrunknen in sich aufgenommen und zermalmt hatte, um sich von ihr zu befreien, eine neue, eigenwillige selber zu schaffen, frei aus seinem Geiste gemischt aus Erdenstoff und dem Stoff seiner Seele. Und zuletzt sah er noch Helene ganz in der Ferne und Tiefe, in Nebel und Staub und Flitter, und er winkte ihr zu: „Lebe wohl! Vorbei!“ Dort, wo sie verschwunden war, tauchte eine andere Frauengestalt auf und kam näher. Er meinte, eine Enzianglocke erklingen zu hören. Da schloß er die Augen, um das Wunder nicht zu stören.

Aus diesem Zustand glitt er in einen Traum. Er befand sich vor einer kleinen Kapelle, die seit urdenklichen Zeiten hinten im Bergtal einsam in sich hineinsann und die er in den ersten Tagen aufgesucht hatte. Sein Traum wußte es, in ihrem Türmchen hing eine silberne Glocke, und wenn einer sie zu läuten vermöchte, wäre aller Welt geholfen. Josua trat in das Kirchlein ein und langte nach dem Glockenseil, das von der Decke ins Chor hinunterhing. Er faßte es mit festem Griff an, er zog daran und horchte ob oben die Erlösung zu klingen anfangen. Aber alles blieb stumm. Er zog fester, er hängte sein ganzes Gewicht an das Seil. Umsonst, es gab nicht nach, es war in der Decke des Kirchleins eingemauert. Da wurde Josua ganz weh. „Ich bin zu schwach, ich bin zu

leicht!“ Er sank auf die Knie und betete: „Schenke mir die Kraft, schenke mir und der Welt das Wichtige, ich weiß nicht, wie ich es sonst nennen soll. Du aber weißt es wohl!“ Lange blieb er ohne Antwort, als hätte der Angerufene erst aus seiner Stube im öbern Stockwerk herunterkommen und vorher noch etwas in Ordnung bringen müssen. Jetzt kam er! Josua erwartete eine Donnerstimme, aber ein Frauenmund tat sich über ihm auf und unterwies ihn: „Du hast es ja heute erlebt, du Tor! Was fragst du noch? Gehe hin, schmiege dich an die Erde, aber hebe mit den Händen dein Herz in den Himmel! So und nicht anders schafft sich das Große.“

Erschüttert wachte Josua auf, ein Blitz zuckte ihm durch den Kopf: „Gi, freilich habe ich es erlebt, drum war ich auch so glücklich! Himmel und Erde eins!“

Als er sich am Morgen erhob, bebte der Traum noch in ihm nach, durch den zweiten Schlaf ins Weite gerückt, gebleicht, er hätte ihn nicht erzählen können. Josuas Hände drängten nach irgendeinem Gerät, einer Sense, einem Rechen, einer Axt, einer Tat. Er trat ins Freie und wußte eigentlich schon, wohin sein Blick sich wenden würde. Neben dem Häuschen, an der Sonnenhalde, lag ein kleiner Kartoffelacker, ganz von Unkraut überwuchert. Er gehörte Clemens, dem alten, von Regen und Wind gichtig gewordenen Wegknecht des Dörfchens. Clemens war diesen Sommer so elend, daß er keiner Arbeit nachhinken konnte. Zuweilen sah man seinen grauen Kopf am Fenster des Stübchens nach dem nahen Friedhof oder seinem vergrasten Acker jagen und träumen, oder ins Weite, in den Hintergrund des Tales, wo er seine Kraft, seinen Sohn wußte, der den Sommer über Tannen fällte und nur die Stunden vom Samstagabend bis zum Montagmorgen bei ihm verbrachte. Unian hieß er. Josua hatte des Alten Unkrautacker schon oft betrachtet, fast mit Wohlgefallen, weil seinem eigenen, von nutzlosem Kraut überwucherten Wesen in diesem Stück Land ein Ebenbild wuchs. Er suchte sich eine Haue hervor und stellte sich fest und breit in das Kartoffelfeld. Eifrig schlug er ins Unkraut. Er bückte sich tiefer, als notwendig war, er wollte dem Erdboden recht nahe sein, er wollte seinen Geruch spüren, aus ihm Kraft schöpfen, sich mit ihm verbündern. Er empfand Lust, sich fest an ihn hinzulegen, wie die Hirten oben auf der Alp. Der alte Clemens

schauten ihm erst misstrauisch aus seiner Stube zu. Als er aber erkannte, daß es auf etwas Rechtschaffenes abgesehen war, öffnete er für einen Augenblick das Fensterflügelchen und rief: „Vergelt's Gott! Nur die Karstoffelslauden nicht abhaften!“

Der Dank verdoppelte Josuas Eifer. Er sah nun noch etwas anderes als den verwilderten Acker, er sah den alten Mann und hinter ihm eine Sorge, ein Leid, eine namenlose Gebrechlichkeit und Not, eine ganze Schicksalskette. Er sah hinter ihm die alte frische Menschheit, und daneben die Pflicht der jungen, rüstigen, ihr zu helfen, das zu vollbringen, was sie nicht mehr vermochte, zu helfen, nicht mit Grübeln und Buchweisheit, sondern mit festem Zugriff und Mut. Das machte ihn glücklich.

Er wurde angerufen und blickte auf. Es war Priska, die vom Dorf heraufkam. Sie hielt einen braunen Stock in der Hand, über ihre Schultern ließen die Riemen eines Rucksackes.

„Sie sind Bauer geworden, Herr Grübler,“ redete oder lachte sie ihn an.

„Ja,“ erwiderte er, „dieser Acker hat mir Leid getan.“ Er suchte nach einem philosophischen Mäntelchen und warf es sich großartig um: „Irgendeine Not ist es immer, die den Menschen zum Arbeiter macht.“ — Sie sah dem Worte nach: „Sie haben wohl recht, man muß der Not für ihr Dasein ordentlich dankbar sein. Ich denke an unsere Siedlung. Der Mensch wäre ohne die Not vielleicht lange nicht, was er ist.“

„Sie sagen vielleicht, Sie sollten sagen gewiß.“

„Dann also gewiß, Sie Schulmeister! Sie haben mich nun belehrt,“ begann sie wieder in leicht spöttischem Tone, „nun will auch ich Ihnen etwas Nützliches sagen. Sie bücken sich beim Hacken viel zu tief, das ermüdet Sie ohne Nutzen.“

„Wenn ich aber der Erde möglichst nahe sein will?“ erwiderte er, weniger brummend, als er wollte.

„Ja,“ meinte sie schelmisch, „ich sah Sie



2. Mädchen mit Blumen. Von Marie Stiebel.

gestern längelang und stundenlang auf der Alpwiese liegen. Sie scheinen es sehr zu lieben, der Erde möglichst nahe zu sein.“

„Verwünscht! Sie hat mich gesehen,“ dachte er. Laut antwortete er: „Sie sind eine garstige Spionin. Man sollte Sie einsperren.“

Sie kam näher an den Acker heran. „Wir wollen uns heute nicht in die Haare geraten. Es ist gescheiter, wenn ich Sie etwas in die Schule nehme, Sie haben es nötig. Sehen Sie, mein gelehrter Herr, man darf das ausgehakte Unkraut nicht einfach liegen lassen, sonst kann man in vierzehn Tagen das Fäten aufs neue beginnen. Dieser Hennendarm braucht nur einen Tropfen Tau, um wieder lebendig zu werden.“ Sie legte Rucksack und Stock hin, bückte sich ins Feld und nach dem ausgehakten Unkraut und warf es am Ackerrand zu einem Haufen.

Bald ging sie. „Ich bin heute Saumtierchen,“

sagte sie, „die Alp braucht Brot, ich muß damit zum Mittagessen oben sein. Gute Berrichtung!“

Als Josua gegen Mittag mit seiner Arbeit zu Ende war und sein Werk überschaute, tönte zum zweitenmal ein „Bergelt's Gott!“ aus dem Stübchen des Wegknechts. Da kam ein großer Lichtstrahl über Josua. Er schlug die Hände fest in den Boden und griff mit den Händen hoch in den Himmel hinauf, wie es ihm im Traume befohlen worden war und wie er es im Geist den ganzen Morgen getan hatte.

Er trat ins Haus. Die Mutter kam ihm entgegen: „Das hast du gut gemacht, Jos. Der Alte kann den Acker wirklich nicht besorgen und dem Alian ist sein Taglohn mehr wert als die paar Kartoffeln. Was du getan hast, ist ein gutes Werk.“ Sie wollte ihn ermutigen.

„Mach' keine Worte!“ entgegnete er verlegen, „das ist ja erst ein Anfang. Ich suche, ach, ich weiß ja nicht, was ich suche.“

(Schluß folgt.)

Troß.

Wenn du mir ferne bist,
weinen die Stunden.
und sie runden
sich nur langsam zum Kranz.
Ach, ich weiß, du vergißt
ja so leicht
und vielleicht
hast du gar schon das Segel der Liebe
gehifft
vor einer andern.

Aber wenn's Abend ist,
streck' ich roß' Rosen ins Haar,
und fürwahr:
Bind die Schuhe zum Tanz.
Um nicht zu weinen,
werde ich lachen,
und im Nachen
der Freude werde ich all' meine Schmerzen
verneinen.

Gertrud Bürgi, Davos-Dorf.

Die Ufenau in Geschichte und Erinnerung.

Von Gottlieb Binder, Kilchberg.

Erinnerung plaudert leise hinter mir
Auf diesen stillen Inselpfaden hier.
Sie rauscht im Eichenlaub, im Buchenhag,
Am Ufer plätschert sie im Wellenschlag,
Und mag ich schreiten oder stille stehn,
So kann ich ihrem Flüstern nicht entgehn.
Da streck ich lieber gleich mich aus ins Gras!
Erinnerung rede laut! Erzähl etwas!
Hier lagre dich, zeig dein Geschichtenbuch!
Und wir ergözen uns an Bild und Spruch.

(C. F. Meyer, Huttens letzte Tage).

1.

In der vorliegenden Arbeit wurde der Versuch unternommen, die Geschichte und die Erinnerungen, welche mit dem stillen Eiland der Ufenau verbunden sind, in gedrängter Kürze zusammenfassend darzustellen. Im ersten Teil folgten wir der gediegenen und absolut zuverlässigen Geschichte, welche der Geschichtsschreiber und Archivar des Stiftes Einsiedeln, P. Odilio Ringholz, anno 1908 über die Insel herausgegeben hat.¹⁾

¹⁾ P. Odilio Ringholz, Geschichte der Insel Ufenau im Zürichsee. Verl. Benziger, Einsiedeln.

Wie aus den bei Grabarbeiten zu Tage geförderten Funden ersichtlich ist, war die Ufenau ehemals von Kelten und Römern bewohnt. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts wurde sie von den Alamannen besiedelt. Der Name der Insel selbst, sowie die dortigen Flur- und Güternamen sind alamannisch. Die erste durch Briefe und Siegel verbürgte Nachricht von der Insel sind die beiden Namen: Hupinavia und Ubinauvia. Sie finden sich in zwei Urkunden aus den Jahren 741 und 744, welche die benachbarte Lützelau betreffen, auf der sich damals ein der Jungfrau Maria u. a. Heiligen geweihtes Frauenklösterchen befand. Die ursprüngliche Namensform ward im Laufe der Zeit umgewandelt in „Ufenau“. In der Mitte des 8. Jahrhunderts gehörte das Eiland der Abtei Säckingen, welche auch Eigentümerin des Glarnerlandes war. Ein aus Glarus stammender Mann, namens Huppen oder Huphan, bewohnte und verwaltete im Auftrage der Abtei Säckingen die Insel, die Uue, die nach ihm Hupinavia, die Huppanz-Uu, genannt wurde.

Man hört dann nichts mehr von der Ufenau